

Tiroler Bauernhöfe

Autor(en): **Holgersen, Alma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 18

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tiroler Bauernhöfe.

Von Alma Holgerfen.

Friedliche Geborgenheit atmet dieses Stück Boden, auf dem der Hof steht, unten weiß gemauert, oben aus schwarz und rotbraun verwittertem Holz. Der Glockenturm ragt zart geformt in die grünliche Bläue des Berghimmels. Weißer Strahl bricht aus dem Brunnenrohr mit ewig gleicher Melodie, und in diesem Gleichmaß ist die Gnade der Ruhe, ist die Gnade der Abgeschlossenheit von der Welt, die draußen bleibt, hastig und ohne gelassene Harmonie.

Die Nelken hängen brennend rot über den Balkon, der ein dunkles Gitterwerk bildet. Freude ist in diesem Rot, ist auch in dem Zinnober der Pelargonien, und das kleine Gärtchen hat noch immer so viel Platz für den knallrosa Phlox und für grellfarbene Glaskugeln, die nicht größer sind als eine Männerfaust.

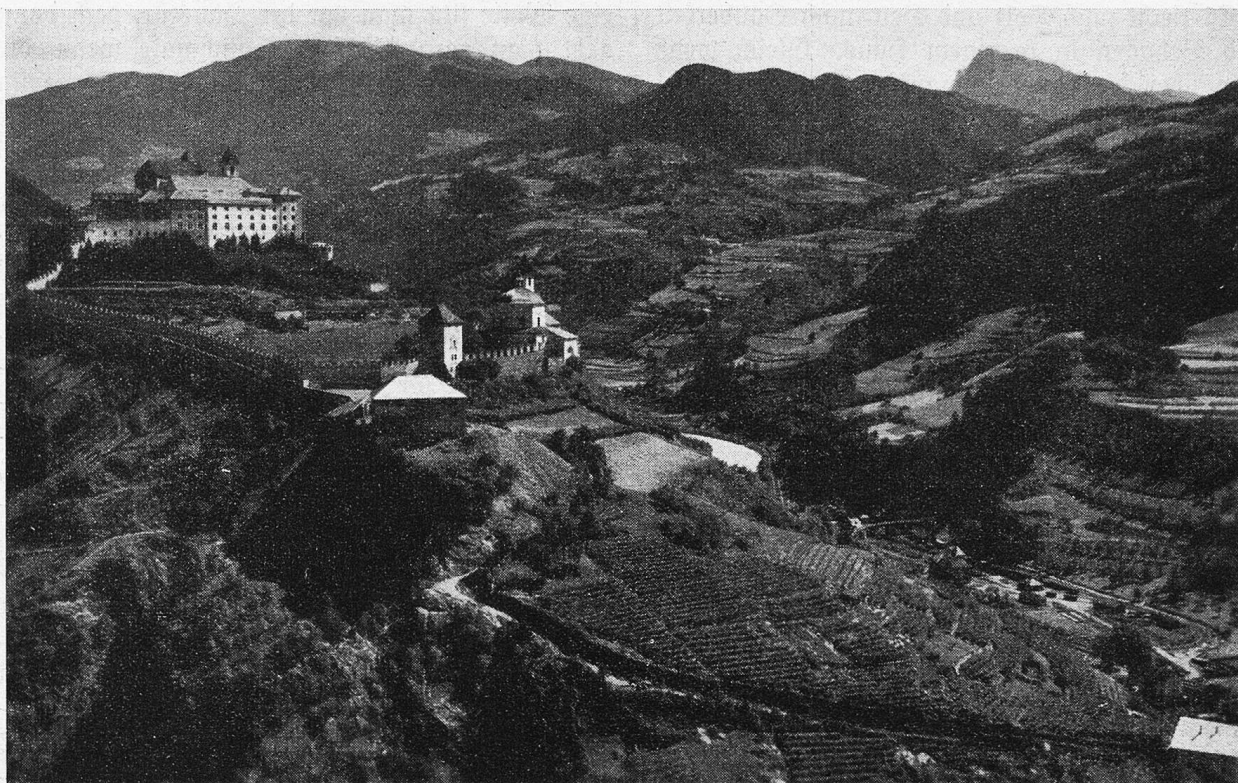
Die Tür ist wie für die Ewigkeit aus Bohlen eingefügt, honigfarben, in der Nähe seidig schimmernd. Eine Bank steht vor dem Haus, da haben schon Generationen gefessen, kein zierliches Ding, sondern breit und fest, darauf kann man ausruhen, wenn Feierabend ist. Sie lesen nicht Zeitung oder stricken Strümpfe; es wird wirklich geruht, und die Männer rauchen Pfeife. Hier und da fallen ein paar Worte und tropfen gemächlich in den Abend, der aus den Wäldern steigt, blau verhangen. Da haben die Frauen die Hände auf den Knien oder im Schoß gefaltet, und die Männer stützen beim Rauchen die Ellbogen auf die Knie, sie brauchen keine Zerstreuung. So eine Bank muß breit gebaut sein, und wackeln darf sie auch nicht. Wenn das Haus nicht gemauert ist, dann sind es festgefügte Bretter, zwei nebeneinander. Die meisten Höfe, die im Tal liegen oder nicht zu hoch droben, sind unten gemauert. Sie stehen behäbiger da als die Berghöfe, breiter, gewichtiger. Und im Unter-Inntal hängen dann auf Gerüsten am Söller im Herbst die rotangehauchten Maiskolben, Türkenkolben nennt man sie.

Die Küche ist nicht immer groß, weil man in der Stube ist. Die Stube ist groß und kühl, man muß sich da ja gut ausruhen, nach der Heuarbeit etwa. Der eine liegt auf der Ofenbank — der Bauer — und der erste Knecht lümmelt beim Tisch, aber der Jungknecht muß im großen Steinkrug das Wasser holen. Die Kinder kommen erst hereingekugelt, wenn die Suppe schon auf dem Tisch steht. Ja, dem Städter mag es schon vorkommen, daß sie ihr Gebet nur leiern, aber jedes

der verstümmelten Worte ist ebenso gut, als ob sie es deutlich aussprächen, es hat denselben Sinn, nur wurde es gleichsam angenußt durch die Jahrhunderte. Gott verlangt gewiß nicht, daß sie ihm nach der schweren Arbeit großartig huldigen. Sie bitten und danken, das genügt. Daß die Mutter beim Beten vielleicht hin und her geht mit dem Suppennapf, das macht die Andacht nicht geringer, oder daß sie eines der Kleinen beschimpft und ohrfeigt, weil es nicht ordentlich betet. Nirgends stehen die Tische in der Mitte, man muß ja Platz haben und soll sich nicht daran stoßen, wenn man durch die Stube geht. So ein Tisch steht wuchtig in der Ecke; man muß sich auch ordentlich aufstützen können; unten hat er ein Kreuz, daß man die Füße bequem darauf stützen kann. Wie viele Generationen haben die Bänke glatt geschauert!

Auch beim Essen gibt es keine Hast. Und wenn das herrliche Mus dasteht, mit brauner Butter darauf, nicht einmal den Kindern fällt es ein, eilig zu essen. Sie verschütten auch nichts, und keines schlürft, nicht einmal der Jungknecht, der doch sonst vielleicht ein Wildling ist. Der Löffel geht langsam von der Schüssel zum Mund. Man hat Zeit, einen Scherz zu machen, man sitzt lang beim Tisch.

Die große, kühle Stube ist wirklich zum Ausruhen da. Weil die so abge sondert ist von der Küche, gibt es auch wenig Fliegen. Der Bauer ruht nach dem Essen auf der Bank, den Hut über dem Gesicht, daß es schön dunkel sei. Der Knecht sitzt da und dreht sich eine Zigarette, nur die Magd muß zuerst das Geschirr trocknen, dann kann auch sie ein wenig der Ruhe pflegen. Aber eilig hat es niemand. Keines könnte seine Arbeit leisten, wenn sie in Hast wären. Die Dirn sitzt da und schiebt sich das Kopftuch aus der Stirn, oder sie rollt ihr Schürzenband über den Finger und läßt sich gern vom Altknecht ein bißchen necken. Ohne Necken geht es nicht ab. Sie ist vielleicht heute früh gestolpert und hingefallen oder hat im Stall etwas ungeschickt angepackt. Aber meist wird über den Sonntag geredet, was man da gemacht hat oder zu machen gedenkt. Nach der Messe, da trifft man mit allerhand Leuten zusammen, und das Mädel sieht den Burschen, der ihr gut gefällt, und wenn sie ihn auch nur kurz sieht und vielleicht gar kein Wort mit ihm spricht, so füllt das doch die nächsten Tage aus. Wenn gar jemand sie vom Kirchgang heimbegleitet hat,



Kloster Sabione bei Klausen.

so gibt das Anlaß, sie tagelang damit zu necken; das macht ihr Freude.

„Schau, schau, gar hoamgleitet hat er sie,“ sagt der Knecht und grinst übers ganze Gesicht. „War's fein nacher?“ — „Fein war's scho gewesen, wenn nit hinten die schlechte Kathl gangen war!“ — „Uje, ischt sie gar hinter enk gangen? Hascherl, du!“

Aber das macht nichts. Der Bursch hat nichts gesagt vom Gernhaben oder daß er wieder kommen möchte, da werden die Worte nicht leicht hingesezt, die muß man vorher abwägen, es ist nicht Brauch, etwas zu versprechen. Und das Mäd'l ist mißtrauisch, ob er sie nicht gar etwa zum Narren hält, und sie reden über dies und über das, nur nicht über Herzensangelegenheiten. Oder nur im Scherz. „I möcht di gern anbeißen, Gitschele.“ — „Anbeißen laß i mi nit von dir, da scho lieber von unsriger Ruah!“ Herrlich war dann in der Erinnerung der Weg, der Bursch hat ja doch anzügliche Bemerkungen gemacht, und beim Abschied hat er sich nicht trennen können.

Die paar Wochen im Sommer sind besonders zum Fensterln geeignet. Die Magdkammer liegt gar praktisch unterm Dach; das war schon seit Hunderten von Jahren so, daß sie nicht auf der Seite, wo der Bauer und die Bäuerin schlafen.

Da kommt der Bursch das erstemal mit einem Krügel voll Rotwein und einem bißchen Geld für den Klingelbeutel am Sonntag. Wenn er sehr splendid ist, hat er gar auch Schokolade mitgebracht oder rotwangige Äpfel, ein buntes Band, saure Zuckerln vom Krämer. Da ist ihm nichts zu viel, wenn er sich einschmeicheln will. Sie öffnet nur einen Spaltbreit das Fenster beim ersten Mal; sie muß sich kostbar machen, sonst weiß er, daß sie ihn gar zu gern als Schatz haben möchte. Aber sie hat eben Zeit, und am dritten Sonntag, da macht sie das Fenster weit auf, und sie plaudern, und ohne derbes Necken geht es sogar in einer Mondnacht nicht ab. Doch einmal, da darf er auch einsteigen, und wenn andere Burschen kommen, gießt man ihnen Wasser auf die erhitzten Köpfe. Manchmal geht es auch nicht ohne Kauferei ab, dann gibt's keinen Scherz mehr, und vielleicht fließt sogar Blut. Verläuft es ganz glimpflich, so wird der eine oder der andere in den Bach getaucht, freilich so, daß er fast gar nicht mehr schnaufen kann. Ja, so eine Kammer unterm Dach, daß man auf die andere Seite nichts hinüber hört, hat schon viel Glück gebracht, aber auch viel Unheil. Denn wenn sie einmal losbrechen und nicht mehr spötteln und höhnen, dann hört auch wirklich jeder Spaß auf.

Es riecht nach Holz und Heu, nach Sauberkeit und Behagen in so einem Haus. Gleich wenn man über die Treppe hinaufsteigt, ist man gefangen von dem Geruch; da liegt etwas von heimatlicher Stärke drin, von Sicherheit, als ob es nichts gäbe, was diese Sicherheit erschüttern könnte. Und es gibt auch nichts. Da können sich draußen in der Welt die Zeitläufte wohl ändern, aber der Bauer muß immer in der gleichen ruhigen Art seinen Acker bestellen, das kann gar nicht anders sein. Denn wenn die Unruhewellen gar über seinen Hof zusammenschlagen, dann stünde auch die Welt nicht mehr lang, weil das Brot nur unter seiner ruhigen Hand gedeiht.

Wie groß sind die Räume — man kann sich ordentlich rühren darin! Freilich sind die Fenster klein, aber bei Sturm könnte man sie gar nicht offen lassen, da müßte man sie viel zu oft schließen. Luft hat man ja den Tag, nicht nur auf dem Feld, sondern auch im Haus. In der Küche ist die Decke rauchschwarz und die Rauchkristalle glänzen. An den Wänden hängen, verkehrt aufgehängt, die Kupferpfannen, und die alte Mutter hantiert beim Herd, sommers einen Strohhut auf und winters ein Kopftuch. Hinterm Ohr hat sie eine grellrote Blüte stecken, ohne die tut sie's nicht. Sie trägt auch noch die alte Tracht, die den Jungen gar nicht mehr so gefällt. Das enge Wieder, in das die Brust fest hineingepreßt wird, den weiten Rock und die Strümpfe, blau und rot, mit den hübschen, gar nicht einfachen Mustern. Der Alten fügt man sich wohl auch noch, wenn sie irgendeine Neuerung nicht haben will, eine Maschine, die nur Geld kostet, Geld und wieder Geld. Auch von den billigen Kleiderstoffen mag sie nichts wissen, und wenn ein Händler auf den Hof kommt und die Tochter etwas kauft, ist sie schlecht gelaunt und schilt über die neumodische Verschwendung. Die Enkel müssen sich eine Zurechtweisung von ihr wohl gefallen lassen, auch wenn sie nicht mehr auf dem Hof herrscht.

In den Schlafkammern stehen die schmalen Betten; das Bettzeug duftet und ist sauber. Die bunten Decken mit den hübschen Mustern sind handgewebt und auch das grobe Leintuch; es zerdrückt sich nicht, es ist immer glatt und ordentlich. Auch hier stehen die Büschelstöcke in den Fenstern, und nichts Unnötiges gibt es, nur was man zum Schlafen braucht. Ein Wandschränkchen in verblaßten Farben und den Wäschekasten und gar noch eine Truhe, wenn Platz ist.

Am Abend versinkt der Hof in Stille. Die Kinder werden recht früh ins Bett gesteckt, und

eine Weile sitzt man vor der Haustür, doch dann geht man gern schlafen, manchmal, wenn die Nacht noch gar nicht da ist und die Sterne im hellen Himmel stehen. Kein Licht schimmert mehr aus dem Fenster, hellblau leuchtet die Mauer, und das Holzwerk versinkt in Schwarz.

Die Berghöfe sind meist ganz aus Holz gebaut, und das hat blühende Farben; rot und gelb schimmert es, tiefblau, golden, und es ist rissig von Sturm und Wetter. Alles ist kleiner gebaut, auch die Stuben und die Kammern, kein Obstbaum steht und spendet seinen Segen, und weniger Blumen gibt's. Dafür blühen dann im Frühjahr in den Grasinseln Krokusse und Soldanellen, das Licht blendet, die gewaltigen Gletscher gleißen — der Bergbauer kann sich nicht vorstellen, daß er in der Enge des Tales leben sollte, wiewohl er unten alles bewundert. Er geht gern zur Kirche, feiertägig gepuht, aber gern steigt er wieder hinauf in die Höhe, ein bißchen matt von unten, von dem Betrieb und dem Lärm. Da fallen sie auch nicht gleich heißhungrig über das Essen her, sie sitzen erst eine Weile und schweigen; es wird über die Predigt geredet oder darüber, was es sonst Neues gibt. Eile haben sie nie. Selbst bis sie zum Sonntagnachmittagschlaf kommen, dauert es eine Weile. Erst wird der Kragen ein bißchen gelockert, dann puht man vielleicht die Schuhe, oder das Gewand wird in die Truhe gelegt, alles mit denselben langsamen Bewegungen; die haben die Alten und die Jungen gleich.

Das Essen ist noch viel eintöniger als unten im Tal, es wächst gerade noch der Weizen, und der wird nicht immer reif. Auch das Futter reicht oft nicht bis zum Frühjahr, da treibt man das Vieh aus, und dann steht es da und weiß nicht recht, wie es das kurze Gras rupfen soll.

Die Kinder haben weit zur Schule, aber nur selten dürfen sie daheim bleiben, auch wenn das Wetter noch so schlecht ist. Sie springen davon mit ihrem Brot im Schulsack, und wenn sie heimkommen, steht das Essen auf dem Herd, und sie müssen sich selbst darum kümmern.

Heimat sind die Höfe, eine Welt für sich, Inseln, umspült von den grünen Fluten der Wiesen, und heiratet die Tochter weg, braucht sie Jahre, um sich an den neuen Hof zu gewöhnen. Und wenn sie ihr Heiratsgut bekommt, jedes Jahr ein Stück, dann weint sie manchmal in Gedanken daran, daß sie fort muß von dem Stück Boden, von dem Hof, der eine Welt für sich ist.